

# Bilderbuch mit Kindermord

*Schwarze Pädagogik mit schwarzem Humor – vor 150 Jahren erschien Wilhelm Buschs «Max und Moritz». Von Alain Claude Sulzer*

Wann haben Sie zum letzten Mal daran gedacht, einem Unbekannten ein Bein zu stellen oder einer Freundin, die sich gerade hinsetzen wollte, den Stuhl unter dem Hintern wegzuziehen? Ich gehe nicht davon aus, dass Ihre Antwort ganz ehrlich ausfällt, Hauptsache aber ist, dass Sie weder das eine noch das andere tun. Vielleicht denken Sie heimlich daran, aber Sie unterlassen es, denn Scherze dieser Art gehen, wie Sie wissen, mit zunehmendem Alter der Opfer meist übel aus. Erwachsene Leute bewegen sich, was Bösartigkeiten angeht, lieber auf subtilerem Parkett.

## Schlecht gelaunter Humorist

1881 war Wilhelm Busch, der humoristische Zeichner, der eigentlich Maler hatte werden wollen, neunundvierzig Jahre alt. Am 22. März hatte der erfolgreiche, unverheiratete, selten zufriedene und meist betrunkene Mann sein niedersächsisches Refugium in Wiedensahl verlassen und war nach München gereist. Er wollte Bekannte treffen, unter anderen seinen alten Freund und Verleger Otto Bassermann und den Maler Franz von Lenbach, der ihm besonders nahe stand. Bevor man gemeinsam soupierte, besuchte man im Kunstgewerbehaus eine Vorstellung des Hypnotiseurs Carl Hansen, der andernorts bereits auf das Interesse von Persönlichkeiten wie Arthur Schnitzler und des Studenten Sigmund Freud gestossen war. Was die Wiener Gesellschaft interessierte, wollten sich auch die Münchner nicht entgehen lassen.

Bei seiner Ankunft war Busch bereits alkoholisiert. Auf die Frage eines Unbekannten, ob er Wilhelm Busch sei, antwortete er, der sei schon lange tot; er sei sein Bruder, der alles unter seinem Name male. Er war sichtlich schlecht gelaunt. Als eine der Besucherinnen, ausgerechnet Lenbachs Schwester, sich in der Reihe vor ihm hinsetzen wollte, zog er den Stuhl, wie Bassermann berichtet, «hinterrücks» unter ihr weg, so dass sie

ins Leere fiel. Sie schrie vor Schreck und Schmerz auf. Die Stimmung im Saal sank und wurde auch nicht besser, als der Hypnotiseur auftrat. Busch begann ihn lauthals als Betrüger zu beschimpfen. Der Abend endete damit, dass der beliebte Humorist und Kinderbuchautor ein grosses Stück Käse, das er vom Teller seines Tischnachbarn genommen hatte, an die Wand warf. Dass Bassermann, das jüngste Opfer seiner Launen, den Freund nicht ungern hinterhergeworfen oder durch das Mahlwerk einer Mühle gedreht hätte, kann man sich lebhaft vorstellen. Doch wie so viele übte auch er Nachsicht mit dem unberechenbaren Genie.

Solche Szenen zeugen nicht von Humor, sondern von seelischen Nöten, die sich Luft auf Kosten anderer verschaffen. Den Freund, der dem Freund solche Spässe verzeiht, darf man als grosszügig bezeichnen. Lenbach und Bassermann waren es, Busch war alles andere als das. Er hatte im persönlichen Umgang weder Humor noch Lebensart, er zeichnete sich weder durch Grosszügigkeit noch Empathie oder gar Herzlichkeit aus. Er war ein unzufriedener, einsamer, nachtragender Jungeselle mit Alkoholproblemen, dem auch der Erfolg nicht die erhoffte Ausgeglichenheit beschert hatte. Nur manchmal, in Gegenwart von kleinen Kindern, seinen beiden Neffen etwa, scheinen sich bei ihm so etwas wie Glücksgefühle eingestellt zu haben.

Über sich selbst zu lachen, war ihm wohl nicht gegeben, wenn er lachte, dann allenfalls aus Schadenfreude. Wilhelm Busch, dessen komisches Werk sein humorfreies Leben ausgelöscht hat, erfüllte alle nur denkbaren Klischees des misogynen Jungesellen und traurigen Clowns. Wilhelm Busch war ein Zyniker mit Obsessionen, ein Mann, der zwanghaft immer wieder Gleiches in unterschiedlicher Gestalt zeichnete: am liebsten beschädigte Nasen, abgeschnittene Tierschwänze und explodierende Hunde; all dies mit dem grossartig knappen Strich, der ihm eigen war und zu sei-

nem unverwechselbaren Markenzeichen wurde. «Genial brutal», wie ein Zweitklässler kürzlich sagte, der darüber staunte, dass ein ganzes Dorf frohlockt, wenn zwei Kinder umgebracht werden. «Als man dies im Dorf erfuhr, / War von Trauer keine Spur [...] / Kurz im ganzen Ort herum / Ging ein freudiges Gebrumm: / Gottseidank! Nun ist's vorbei / Mit der Übeltäterei.»

Schwarze Pädagogik oder schwarzer Humor? Auf jeden Fall ein Fazit, das von der heutigen Vorstellung, wie Kindern Sozialkompetenz und Empathie beigebracht werden soll, so weit weg ist wie das 19. Jahrhundert, das Geschichten wie jene von Max und Moritz (und dem Struwwelpeter) hervorbrachte. Es war ihm noch einiges vom Mittelalter der Hexenverbrennungen eigen, die in Wiedensahl bis 1660 gang und gäbe waren.

Dennoch haben «Max und Moritz» hundertfünfzig Jahre und Hunderte von Auflagen, Ausgaben und Interpretationen ohne Schaden in alter Frische überstanden. Sie erlebten erfolgreiche Wiedergeburten als «Katzenjammer-Kids» des deutschstämmigen Amerikaners Rudolph Dirks, die seit 1897 bis zum heutigen Tag ihr Unwesen in amerikanischen Zeitungen treiben (nicht gereimt, aber mit Sprechblasen versehen); aber auch in Gestalt von Stan Laurel und Oliver Hardy, die äusserlich frappierende Ähnlichkeit mit Buschs kleinen Bösewichtern haben. Im Unterschied zu diesen allerdings kämpften «Dick» und «Doof» nicht nur gegen die Welt und die Tücken der Objekte, sondern mindestens so verbissen gegeneinander.

Die vorpubertären Max und Moritz hingegen scheinen sich nicht als Gegensatzpaar zu verstehen; so unterschiedlich sie aussehen (der eine blond, der andere dunkel), sie bilden eine deckungsgleiche Einheit, auch wenn Max derjenige ist, der fast immer der Erste an vorderster Front ist, wenn es darum geht, der Witwe Bolte, Onkel Fritz oder dem Bäcker eins auszuwischen. Ein widerspruchsfreies Paar, das einen schrillen, unaufhaltsamen Pas de deux hinterhältiger Taten aufs Parkett legt. Bei Licht betrachtet sind diese aber um einiges harmloser als die Strafen, die über die Übeltäter verhängt werden oder in die das Unglück sie hineinrennen lässt, als da sind: gebacken und am Ende zu Schrot gemahlen zu werden, das schliesslich von Meister Müllers Federvieh aufgepickt wird.

Anders als bei den animierten Zeichenfiguren des 20. Jahrhunderts ist für sie keine Auferstehung – etwa aus dem Geist des Entenkots – vorgesehen, wie sie Tom und Jerry stets vergönnt war, obwohl das, was Friedrich Theodor Vischer 1880 über Buschs böse Buben

schrieb, passgenau auch auf die meisten Zeichentrickfilme aus den USA zutrifft: «Wir schauern zusammen und gleichzeitig erschüttert es uns das Zwerchfell, weil wir solche Walzung uns als physisch möglich denken *sollen* und nicht können. [...] Zappeln, Krümmen, Zucken, Aufkreischen macht sich eben leicht so komisch, dass wir lachen müssen, obwohl wir wissen, dass diese Ausbrüche vom Schmerz kommen. Der Schmerz selbst wird komisch und hört darin auf, als Schmerz zu erscheinen.» Womit bereits vor 135 Jahren die Diskussion über die Auswirkungen gewalttätiger Bilder oder Bücher eröffnet war. Diese Debatte hat sich bis zu den Videogames der heutigen Tage fortgesetzt und ist auch jetzt noch nicht zu einem befriedigenden Abschluss gelangt.

So ziemlich alles, was man heute gegen die Folgen brutaler, je nach Betrachtungsweise zu Gewalt animierender oder triebabführender Bildmedien vorbringen kann, hätte man damals schon gegen Wilhelm Buschs Bildergeschichte ins Feld führen können, deren Erfolg übrigens zunächst noch in den Sternen stand; die ersten viertausend Exemplare waren erst nach drei Jahren von den Ladentischen verschwunden.

Während die Schelmenstücke von Max und Moritz im Verlauf ihrer «sieben Streiche» und ihres kurzen Lebens eher unschuldiger werden – zu Beginn bringen sie vier Hühner um, am Ende schneiden sie lediglich einen prall gefüllten Kornsack auf –, werden die gegen sie verhängten Strafmassnahmen immer drakonischer und massloser. Tatsächlich wird mit Kanonen auf Spatzen geschossen, als müsste lästiges Ungeziefer vernichtet werden, damit man wieder atmen kann. Da sie – nicht anders als die Mitglieder jener Kinderbanden, die in Buschs Jugend die Gegend unsicher machten – offenbar elternlos sind, vermisst oder betrauert sie auch keiner, der ihnen nahesteht.

### Surreales Zerrbild

Ein gruseliges, unter die Haut gehendes, ungutes, aber zugleich groteskes Ende, das allerdings kaum je als realistisch empfunden wurde, da damals wie heute Kinder schnell erfassten, dass hier nicht die Wirklichkeit, sondern deren surreales Zerrbild abgebildet wurde, in der – nicht anders als im wirklichen Leben – Erwachsene und Kinder sich fremd gegenüberstanden. In dieser Hyperrealität würde eine Witwe tatsächlich während einer einzigen Mahlzeit vier Hühner verschlingen, kämen ihr nicht zwei Buben zuvor, die sich etwas später aus ihrer eigenen, knusprig gebackenen Kuchenhaut herausknabberten. Wonach

der siebte und allerletzte, tödliche  
Streich folgt.

---

Der Schriftsteller **Alain Claude Sulzer** lebt in  
Basel. Im August ist im Galiani-Verlag sein  
neuer Roman «Postskriptum» erschienen.